

Mode anders denken

Claude Menzi

Regina Dürig und Patrick Savolainen:
Pestalozzi-Agenda 2021/22, Werd & Weber.
320 S., Fr. 15.90

Wussten Sie, dass ein Viertel der weltweit verwendeten Insektizide auf den Anbau konventioneller Baumwolle entfällt? Für solche Fakten und Einblicke in die Modeindustrie lohnt es sich, in die neue Pestalozzi-Schüler-Agenda 2021/22 hineinzuschauen. Dieses Jahr lenkt der Kalender die Aufmerksamkeit der Jugend auf das Thema Mode. Nebst den klassischen Angeboten des analogen Terminalspeichers – Platz zum Eintragen der To-dos, eine Adressliste, wichtige Formeln und Masse – enthält die Agenda einen redaktionellen Teil. Wer zum Thema Mode Ankleidetipps oder Hintergründe zu Kollektionen von Modehäusern erwartet, wird enttäuscht. Die Agenda versucht im Gegenteil, auf das abseits vom Mainstream Liegende aufmerksam zu machen.

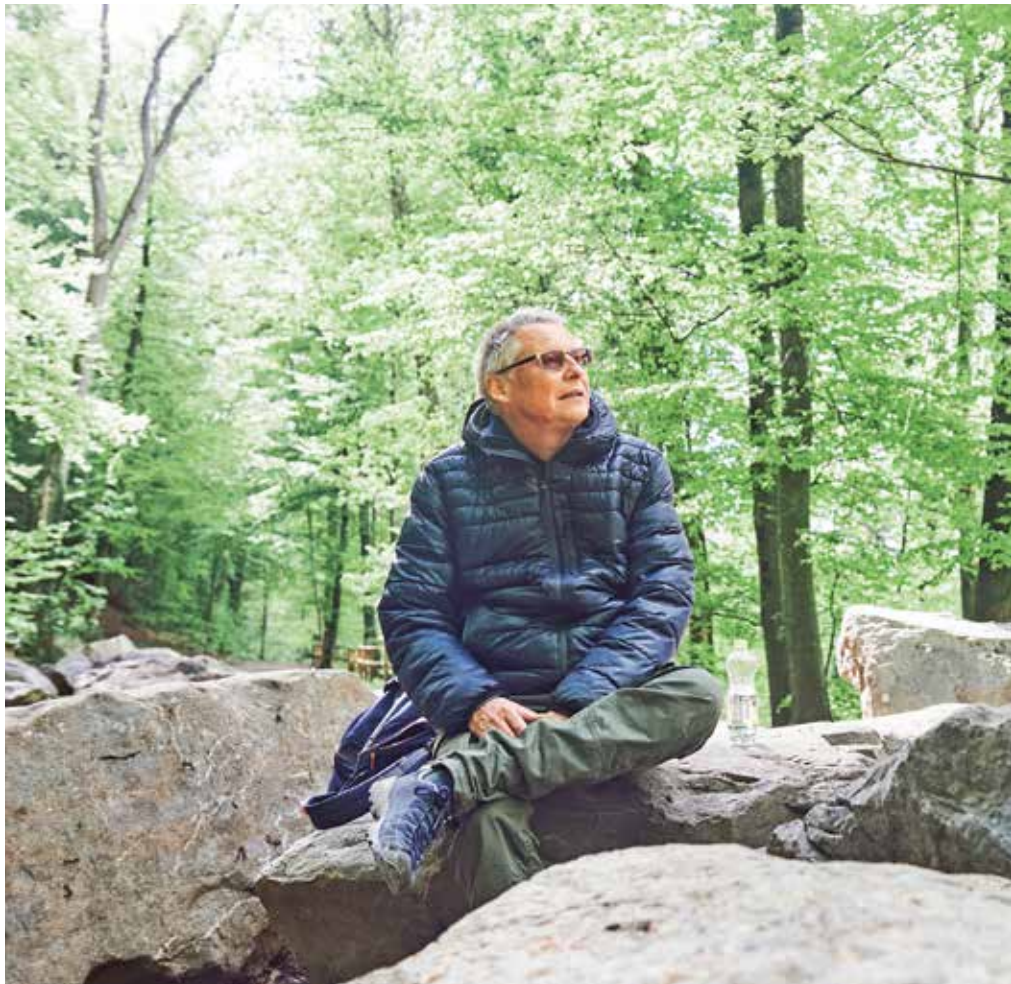
Der Fokus gilt Phänomenen, die sich dem Gängigen widersetzen: Wie lässt sich Nachhaltigkeit mit Billig-Shirts vereinbaren? Wie kann man sich den Schönheitsidealen widersetzen? Wie lässt sich das Kopftuch als modisches Statement inszenieren? Wie kann man eine multikulturelle Garderobe entwickeln?

Trend und Lebensgefühl

Die Antworten liefern Interviews mit jungen Menschen, die Begriffe erläutern und Einblicke in die Modeindustrie geben. Unter anderem werden Labels aufgeführt, die gegen die Fast-Fashion-Industrie vorgehen: etwa Rework, das neue Stücke aus Secondhandkleidern herstellt. Unter dem Stichwort «Body Positivity» wird auf den Einfluss der Werbung auf die heutigen Schönheitsideale aufmerksam gemacht.

Das Kapitel «Kleidung und Zugehörigkeit» zeigt, wie junge Frauen mit dem Kopftuch gesellschaftlichen Konventionen entfliehen können. Bezüglich Symbolkleidung wäre es interessant gewesen, auch auf andere Aspekte der Zugehörigkeitsvermittlung einzugehen. Gerade der Stil der Jugend kann als Code dafür interpretiert werden, einer sozialen Gruppe anzugehören – Hipster, Gangsta und so weiter. Sich dem zu widersetzen, braucht Mut – den offenbar viele nicht zu haben scheinen. Oder warum sonst kaufen sie in hundskommunen Modegeschäften wie Zara oder H & M ein? Dort lässt sich Trendkleidung, die ein Lebensgefühl vermittelt, günstig finden. Auch wenn der Inhalt der Agenda teils einseitig ausfällt, liefert sie Ideen dafür, wie man den persönlichen Modekonsum nachhaltiger gestalten kann.

Claude Menzi studiert Populäre Kulturen an der Universität Zürich.



Puttitschfra und Tägähüfeli: Wort-Wanderer Widmer.

Widmer wörtelt Max Wey

Thomas Widmer: Mein Wortschatz.
Mit Illustrationen von Till Lauer.
Echtzeit. 264 S., Fr. 33.90

Das Verb «wörteln» existierte früher einmal; es bedeutete «schwätzen», aber auch «mit Worten streiten». In der Bedeutung «sticheln» lebt es in der österreichischen Mundart weiter. Ich habe es also nicht erfunden. Thomas Widmer, von dem eben das sorgfältig gestaltete Bändchen «Mein Wortschatz» erschienen ist, kreierte dagegen neue Wörter. Lustige Kinderkrippennamen kurbelten seine Fantasie an: Einen Zoo könnte man ja «Zebraagel» nennen, ein Hallenbad «Chlorpfützli».

Thomas Widmer hat Arabisch und Islamwissenschaften studiert. Mit seiner Wanderkolumne, die in der *Schweizer Familie* erscheint, hat er es zu einiger Berühmtheit gebracht. «Wanderpapst» rufen sie ihm gelegentlich nach, ihm, dem reformierten, aus der Kirche ausgetretenen Appenzeller aus Stein AR. Dieser Autor interessiert sich einfach für alles, hat beim

Wandern die Nase im Wind und die Augen und Ohren offen, er ist ein Wortjäger und -sammeler. In seinem Schweizer Widmer-ABC wirft er uns mit leichter Hand Wortbrocken um Wortbrocken vor die Füße.

Puttitschfra und Tägähüfeli

«Berge sind schrecklich und böse, dort hausen Dämonen.» Diesen Satz hätten wir nicht erwartet; er stammt nicht vom Buchautor – im Mittelalter dachte man so. Von 25 Bergen erfahren wir, wie sie zu ihrem Namen kamen. Burdlef ist der Dialektname von Burgdorf BE, Haubu jener von Hallwil AG, Diepoldsau SG ist Tippilzou.

Wer kennt schon die deutschen Ortsnamen von Bonfol JU (Pumpfel), Donatyre VD (Mutterzieh) oder Givisiez FR (Siebenzach)? Rofel, Möhlin-Jet, Laseier? Dies sind Namen von lokalen Winden. In «Der Mensch erscheint im Holozän» unterscheidet Max Frisch neun Arten von Donner. Thomas Widmer notiert unter dem Stichwort «Agglo» in zehn Punkten, was seiner Meinung nach eine Agglomeration ausmacht.

Wer dieses Buch nicht gelesen hat, wird vielleicht nie wissen, was es mit Puttitschfra und Tägähüfeli auf sich hat oder wie eine «blöode» Suppe in Schwyz schmeckt und wo man einen



Bluthund essen kann. Beim Stichwort «Güsel» fällt Widmer ein, dass auf Türkisch «güzel», ähnlich ausgesprochen, «schön» heisst. Humor hat er auch noch, dieser Hansdampf auf allen Wanderwegen.

Afrika wird überreichlich gerettet

Stephen Smith

Volker Seitz: Afrika wird armregiert oder Wie man Afrika wirklich helfen kann. DTV. 288 S., Fr. 21.90

Die einzige Erfahrung, die wir alle mühe los teilen, ist die Schwierigkeit, anderen unsere Erfahrungen zu vermitteln. In diesem Sinn ist Volker Seitz ein Bravourstück gelungen. Vor zwölf Jahren hat der Veteran des deutschen Auswärtigen Amtes, der in sieben Ländern südlich der Sahara für Deutschland auf Posten war, eine Fundgrube seiner Erfahrungen in Afrika auf dem Buchmarkt zugänglich gemacht. Sein Longseller ist jetzt in einer aktualisierten und erweiterten Neuauflage als Taschenbuch verfügbar. Die Lektüre ist spannend, weil sie auf-

merksame Beobachtungen als Probe aufs Exempel benutzt. Wer Anstöße zum Nachdenken über Afrika und unser Verhältnis zum Nachbar kontinent Europas sucht, kommt hier auf seine Kosten.

Das überzeugendste Beispiel dafür ist die Auseinandersetzung mit der Entwicklungshilfe in Afrika – Seitz lehnt den Begriff Entwicklungszusammenarbeit als «schönfärberisch» ab, weil das Geben und Nehmen nicht wechselseitig sei. Aber der Diplomat weiss aus eigener Erfahrung, dass der Altruismus der einen oft scheinheilig ist und die Abhängigkeit der anderen oft ein Mummenschanz.

So stört es zum Beispiel die hilfreichen Europäer nicht, dass sie jährlich 20 000 Ärzte und Krankenschwestern aus Afrika abwerben oder dass man von den 68 Milliarden Dollar,

Zur offiziellen Korruption gehört, dass der Präsident von Kenia mehr verdient als der Präsident der USA.

die gegenwärtig pro Jahr nach Afrika fließen, besser als ausländischer Experte denn als einheimischer Notdürftiger lebt. Das liegt aber auch daran, dass die afrikanischen Behörden, die den Kontinent «armregieren», zynische Torwächter sind. Sie wollen bezahlt werden, damit wir ihren Landsleuten helfen dürfen.

«In sämtlichen Ländern, in denen ich gearbeitet habe», schreibt Seitz, «müssen Tagegelder, sogenannte *per diems*, gezahlt werden, damit sich Beamte mit den Helfern [...] an einen Tisch setzen.»

Und das ist nur die offizielle, institutionell verbrämte Korruption. Zu ihr gehört, dass der Präsident von Kenia mehr verdient als der Präsident der USA und der Bürgermeister von Libreville, der 700 000 Einwohner zählenden Hauptstadt von Gabun, fast dreimal so viel – monatlich 30 500 Euro – wie sein Amtskollege in Berlin. Aber die Bürokraten der Armut leben nicht nur in Afrika gut. «Die Uno hat 23 Spezialorganisationen, die sich mit Wasser beschäftigen, und musste eine völlig neue Institution – UN-Wasser – schaffen, nur um die Arbeit dieser 23 Organisationen zu koordinieren.»

Seitz geht mit dem postkolonialen Afrika harsch ins Gericht. Die Misswirtschaft, die er unter anderem in Guinea, dem Niger und Kamerun als Alltag erlebt hat, scheint ihm eine



hinreichende Erklärung dafür zu sein, dass der Kontinent relativ gut in die Unabhängigkeit entlassen wurde, aber seither immer mehr zurückfällt. Er erinnert zu Recht daran, dass Ghana 1957 ein höheres Pro-Kopf-Einkommen vorwies als Spanien und der ehemalige Belgisch-Kongo 1960 einen höheren Industrialisierungsgrad als Brasilien. Aber er stellt nicht in Rechnung, dass sich seither Afrikas Bevölkerung vervierfacht hat – von rund 300 Millionen Einwohnern 1960 auf heute über 1,3 Milliarden.

2050, in weniger als dreissig Jahren also, werden rund 2,5 Milliarden Menschen in Afrika leben. Unter solchem – präzedenzlosem – demografischem Druck hätten es auch hochkompetente und unbestechliche Regierungen nicht geschafft, all die Wohnungen, Schulen, Krankenhäuser, Strassen und andere Infrastrukturen zu finanzieren, die für eine so rasant wachsende Bevölkerung notwendig sind.

Ohnmächtige Bevölkerung

Seitz geht der Frage nach, ob die Externalisierung des Fortschritts in Afrika – das Ausland zahlt und kümmert sich um die Entwicklung des Kontinents, mehr als manche einheimische Regierung – die Bevölkerung nicht im Wortsinn ohnmächtig macht. Er gibt darauf drei Antworten. In den vergangenen Jahrzehnten sind die Erfolgsmeldungen aus Ländern gekommen, die im Vergleich wenig Hilfe erhalten haben. Gleichzeitig führt der Misserfolg des Entwicklungsprojekts in Afrika nur dazu, dass «mehr Geld» gefordert wird – als ob sich Entwicklung einfach kaufen liesse und unabhängig von der Tatsache, dass seit 1960 bereits sechsmal die Summe des Marshallplans im Kontinent versenkt worden ist. Schliesslich, da sich vor Ort so wenig ändert, dass selbst die Hoffnung auf eine bessere Zukunft schwindet, kehren mehr und mehr junge Afrikaner ihrem Kontinent den Rücken.

In jeder Schatztruhe findet sich auch Katzengold. Ruanda als lobenswerten «Ausnahmestaat» in Afrika zu bezeichnen, zeugt von einem blinden Fleck des Autors. («Natürlich: Es fehlen grundlegende Freiheiten wie Presse- oder Versammlungsfreiheit. Auch gibt es keine offizielle Opposition. Aber das Positive überwiegt doch gewaltig.») Vielleicht geht Seitz hier dem «Ablasshandel», den er ansonsten anprangert, selbst auf den Leim. Insgesamt stösst er einen aber hilfreich vor den Kopf. Für viele afrikanische Regierungen sei die Abwanderung der Jugend «kein Alarmzeichen, sondern ein Ventil», schreibt er; sie forderten ein Recht auf Migration. Das verdient seine «Kritik der reinen Unvernunft» ebenso wie die fast 700 Millionen Dollar an deutscher Entwicklungshilfe, die China noch 2017 erhielt, weil unsere Hilfsbürokraten vom «Mittelabfluss» leben. Afrika wird armregiert, Europa rettet überreichlich.

Grenzscheide zweier Zeiten

Kurt Steinmann

Francesco Petrarca: Die Besteigung
des Mont Ventoux. Aus dem Lateinischen
von Kurt Steinmann. Reclam. 69 S., Fr. 5.90

Am 7. Juli 2021 überquerte die Tour de France den Berg, und zwar zum ersten Mal in ihrer Geschichte zweimal an einem Tag von zwei Seiten her. Der Mont Ventoux ist erstmals seit 2016 wieder im Programm des längsten und härtesten Radrennens der Welt. Traurige Berühmtheit erlangte der 1909 Meter hohe Berg in der französischen Provence 1967 durch den Tod von Tom Simpson. Vollgepumpt mit Amphetaminen, brach der britische Spitzenfahrer 1,5 Kilometer vor dem Ziel zusammen und starb.

Für Radsport-Begeisterte ist der Mont Ventoux durch seine Steilheit und gnadenlose Selektionsfähigkeit ein Monument. Für die an Geistesgeschichte Interessierten ist Petrarca's Schilderung der Besteigung des «Windigen Berges» (der Name leitet sich wahrscheinlich von «*Mons Ventosus*» her) das Zeugnis einer neuen Natur- und Landschaftserfahrung, ein Schlüsseldokument an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit.

Der Brief über die Besteigung des Mont Ventoux ist die berühmteste lateinische Schrift Petrarca's. Wer an Francesco Petrarca denkt, denkt wohl zuerst an seine Lyrik, an den «Canzoniere» und an Madonna Laura, dann aber bald an jenes bergsteigerische Unternehmen, das dem Dichter den Ehrentitel «geistiger Vater des Alpinismus» eingetragen hat. Diese Einschätzung der Besteigung des immer vom Mistral umtobten Berges als Geburtsstunde des Alpinismus ist indes allzu sehr betont worden, bleibt doch die Beschreibung des Aufstiegs in unscharfen Allgemeinheiten stecken.

Ungeheure Schaulust

Der Pioniercharakter des Unternehmens aber erhellt daraus, dass das Bergsteigen erstmals als Selbstzweck dargestellt wurde: «Den höchsten Berg dieser Gegend, den man nicht zu Unrecht Ventosus, <den Windumbrausten>, nennt,

habe ich am heutigen Tag bestiegen, allein vom Drang beseelt, diesen aussergewöhnlich hohen Ort zu sehen.» Gipfelbesteigungen aus sportlichem Ehrgeiz oder gar um eines Naturerlebnisses willen sind im Altertum undenkbar. Natur wird in Europa erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, seit Rousseau und Goethe, intensiv erlebt und beschrieben, und hohe Gipfel werden erst seit dem 19. Jahrhundert mit der Ausbreitung des Sports von Grossbritannien her erklommen. In der Antike sind für Bergbesteigungen nur zwei Motive denkbar: wissenschaftlicher Forscherdrang (bei den Griechen) und militärisch-strategische Notwendigkeit (bei den Römern).

Wichtiger als der physische Aufstieg Petrarca's ist der spirituelle. Nicht so sehr als alpinistisches Dokument, sondern als ein Zeugnis einer Epochenschwelle gilt dieser Brief an seinen Freund, den Frühhumanisten Francesco Dionigi di Borgo San Sepolcro. Dass Petrarca an der Schwelle zur

neuzeitlichen ästhetischen Erfahrung steht, das hat erstmals ganz deutlich Jacob Burckhardt gesehen.

Am 24. April 1336 brechen Francesco Petrarca und sein Bruder von Avignon aus zur Besteigung auf. Gegen Abend erreichen sie das am Fusse des Ventoux gelegene Malaucène, nachdem sie fast fünfzig Kilometer zurückgelegt haben. In Carpentras, ihrer früheren Wohngemeinde, ruhen sie sich einen Tag aus. Am 26. steigen sie auf den Berg, fernab aller praktischen Ziele, allein

von Schaulust getrieben. Zwei Diener begleiten sie. Die warnenden Worte eines greisen Hirten, der selbst einst aus dem Antrieb jugendlichen Feuers den Gipfel erstiegen, aber nur Reue und Mühsal davongetragen hatte – wenn schon, würde er den alpinistischen Ruhm verdienen –, steigern nur ihr Begehren.

Während der Bruder zielstrebig den Gipfel anpeilt, verliert sich Francesco auf der Suche nach einem bequemeren Weg und auch in Betrachtungen über das selige Leben. Endlich erreicht er die Hochfläche des Ventoux. Die Intensität der sinnlichen Erfahrung übt eine betäubende Wirkung auf ihn aus. Sein Blick richtet sich nach Osten, wo Italien liegt, die Alpen erscheinen greifbar nahe.

Eine ungeheure Schaulust überfällt ihn, die Lust, die schon bei Augustinus die gefährlichste für das geistige Heil ist. Aber Petrarca erliegt ihr



«Geistiger Vater des Alpinismus»:
Lyriker Petrarca (1304–1374).



Spirituelle Aufstieg: Mont Ventoux.

nicht. Die Betrachtung des Raumes führt ihn zur Betrachtung der eigenen Lebenszeit. Den Selbstverlorenen wecken die Kameraden, und noch einmal, diesmal nach Westen und Süden, eröffnet sich die Landschaft dem staunenden und geniessenden Auge. Dieser Kampf zwischen Aussen und Innen, zwischen Welt und Seele endet damit, dass Petrarca die ständig mitgeführte Taschenausgabe der «*Confessiones*» des Augustinus aufschlägt, wo ihm just jene Stelle im zehnten Buch vor Augen kommt, an der das Staunen über die Mächtigkeit der Natur hart in Gegensatz gesetzt ist zur Selbst-



vergessenheit des Menschen. Wieder ist Petrarca «wie betäubt», zürnt sich selber, dass er jetzt noch Irdisches bewundert, wendet das innere Auge auf sich selber, und stumm vollzieht er den Abstieg. In einem abgelegenen Teil des Hospizes will er noch in der Nacht seinen Ventoux-Brief geschrieben haben.

Befreiender Frevel

Warum wird der 26. April 1336 als «einer der grossen, unentschieden zwischen den Epochen oszillierenden Augenblicke» bezeichnet (Hans Blumenberg)? Der Geist des Briefes steht

im Kreuzpunkt des «schon» und des «noch nicht». Das Interesse an Landschaft, vorausweisend auf den Geist der welterobernden Renaissance, wird bei Petrarca zwar evoziert, aber sogleich zurückgenommen durch die augustinisch gefärbte Reflexion mittelalterlicher Verneinung. Der Brief bezeugt einen kühnen Ausblick auf das Neue und zugleich die Rückkehr ins Überkommene. Bei Petrarca wird die Unmittelbarkeit sinnlicher Erfahrung schon als befreiend und beglückend empfunden, aber durch das Mahnwort des Augustinus als Frevel erkannt.



Die Bibel

Humanismus

Der Zeitgeist empört sich über allerlei Ereignisse und Zustände. Beispiele sind die Black-Lives-Matter-Bewegung, die Regenbogenfarben im Fussballstadion oder die Aufmärsche gegen Diskriminierungen. Will man diese Ansprüche auf einen gemeinsamen Nenner bringen, so muss dieser *Humanismus* heissen. Das Wort bezeichnet – nebst der Wiederentdeckung der antiken Kultur im Mittelalter – ein Denken und Handeln, das die Menschenwürde achtet. Die Empörungen richten sich gegen Verletzungen der Menschenwürde. Und weil die Menschenwürde ein christliches Postulat ist, wollen die Kirchen hier mithalten.

Aber man muss genau hinschauen. Die christliche Botschaft ist die Botschaft vom Humanismus Gottes. Das Johannes-evangelium fasst sie so zusammen: *Das Wort wurde Fleisch und wohnte unter uns.* (1,14) Jesus als wahrer Gott und Mensch hat klargestellt, was der Mensch ist: Er ist von Gott her und auf Gott hin. Er ist auf seine Mitmenschen bezogen. Eremiten sind die Ausnahmen, welche die Regel bestätigen. Weiter sagt die Bibel, dass jeder Mensch sprungbereit ist, aus dieser seiner Bestimmung auszubrechen, weil er ohne Gott sein will, oder weil er seine Mitmenschen herabsetzen will. Diese Neigung heisst in der Bibel «Sünde» und bedroht den Humanismus pausenlos. Aber zum Humanismus Gottes gehört auch die Vergebung, also die gnädige Befreiung aus aller Schuld.

Die Empörungen werden in der Regel nicht nur von humanistischen Motiven angetrieben, sondern sind Mischungen aus Liebe und Hass. Weil ein Humanismus ohne Gott scheitert, haben die Grossprojekte für eine humane Welt stets in Terror und Tod geendet. Straftaten wie die Tötung von George Floyd sind selbstverständlich zu verurteilen. Aber der Humanismus wurzelt nicht in der Empörung. Er wurzelt in der Selbsterkenntnis und in der Vergebung Gottes.

Peter Ruch